

## Bootstour

Um Punkt zehn Uhr am nächsten Morgen standen Nora und Leo Ernst auf dem Ponte. Andreas kam mit seinem zweiten, kleineren Kaiki gerade um die mächtige Felsnase unterhalb des venezianischen Kastells gebogen. „Ist das unser Boot?“, fragte Nora. Leo Ernst nickte. „Ich mag diese weißen Fischkutter“, sagte sie, „auch wenn sie ein wenig stinky sind.“

„Meinst du schmutzig?“

„Ja, genau, ich meine es aber nicht negativ, man sieht, dass sie benutzt und gebraucht werden. Sie haben etwas Liebevolleres, man spürt einfach, dass sie hierhergehören.“

Andreas legte so an, dass er sie kurz am Bug aufnehmen konnte. Vorsichtig führte er die Bootsspitze an den Beton heran, ohne ihn zu berühren. Kaum waren sie an Bord, schäumte es achtern auf, und das Boot wandte sich rückwärts. In großem Bogen ging es um die vorgelagerte Insel mit der kleinen Kapelle Richtung Süden, die Küste entlang zur Mündung des Acheron. Dort tuckerten sie mit gedrosselter Kraft den Fluss hinauf. Enkeltochter und Großvater saßen vorne auf den Planken und ließen die Beine baumeln. Dieser Fluss besitzt eine ganz eigenartige Magie und strahlt Frieden aus, eine Magie, der man sich kaum entziehen kann. Seine mythologische Bestimmung ist so präsent, dass die Vorstellung, hier befinde sich die Schnittstelle zwischen Leben und Nichtleben, zwischen Licht und Schatten, nicht den geringsten Widerstand erfährt.

Fast geräuschlos bewegte sich der Kutter flussaufwärts. „Mein Gott, ist das schön. War Mom hier auch schon mal? Ich kann mich gar nicht erinnern, dass sie davon erzählt hat“, fragte Nora.

„Aber ja, sehr oft sogar.“

Rechts und links säumten Schilf, Pappeln und Büsche

das Gewässer. Sie wirkten wie ein natürlicher Schutz für den mythischen Fluss. Emsige Eisvögel bauten am Ufer an ihren Höhlen. Im Morgenlicht schimmerten sie wie Smaragde und Saphire gleichermaßen. Obwohl es Tag war, hörten sie Nachtigallen singen. Hin und wieder sprangen kleine Fische aus dem Wasser, als wären sie tolldreist von überschwänglicher Lebensfreude angetrieben. Hie und da tauchten Wasserschlangen auf, mit bedrohlicher Zartheit und kaum spürbarer Bewegung.

Über das halb offene Meer fuhren sie auf direktem Kurs zurück.

Leo Ernst hatte die Geschehnisse von damals wieder klar vor Augen. Es war an der letzten Kurve vor dem Kloster gewesen, keine hundert Meter von den Klippen entfernt.

Plötzlich erschrak er und zuckte zusammen. Panische Angst hatte ihn ergriffen. Im Angesicht der Bilder fürchtete er, dass ihm an diesem Ort weitere Bilder kommen würden. Sie könnten die Lücke schließen, die innerhalb seiner Erinnerungen immer noch klaffte. Wie Beweismittel, die bestätigten, er sei es am Ende doch gewesen, er habe B. M., seine Frau, doch in den Abgrund gestoßen.

Die Möglichkeit dieser scheinbaren Wahrheit bereitete ihm urplötzlich eine lähmende Angst. Ihm schwanden fast die Sinne. Er setzte sich mit dem Rücken an die Kajütenwand und stützte sein Gesicht in die bebenden Hände. Wild rauschten seine Gedanken, in Fetzen zerborsten, durcheinander. In seinem erhitzten, verstörten Kopf stand nichts mehr still, alles war getrieben und gehetzt. Szenen blitzten auf wie bei den Gewittern auf der Terrasse vor dem Haus. In Sekundenbruchteilen waren sie wieder verschwunden. Sein Hirn war in einem unhaltbaren Zustand, es zuckte, pochte und rumorte.

Leo Ernst war wieder einmal zwischen die Welten geraten, er wusste nicht mehr genau, welcher Wirklichkeit er angehörte. Sein Herz raste.